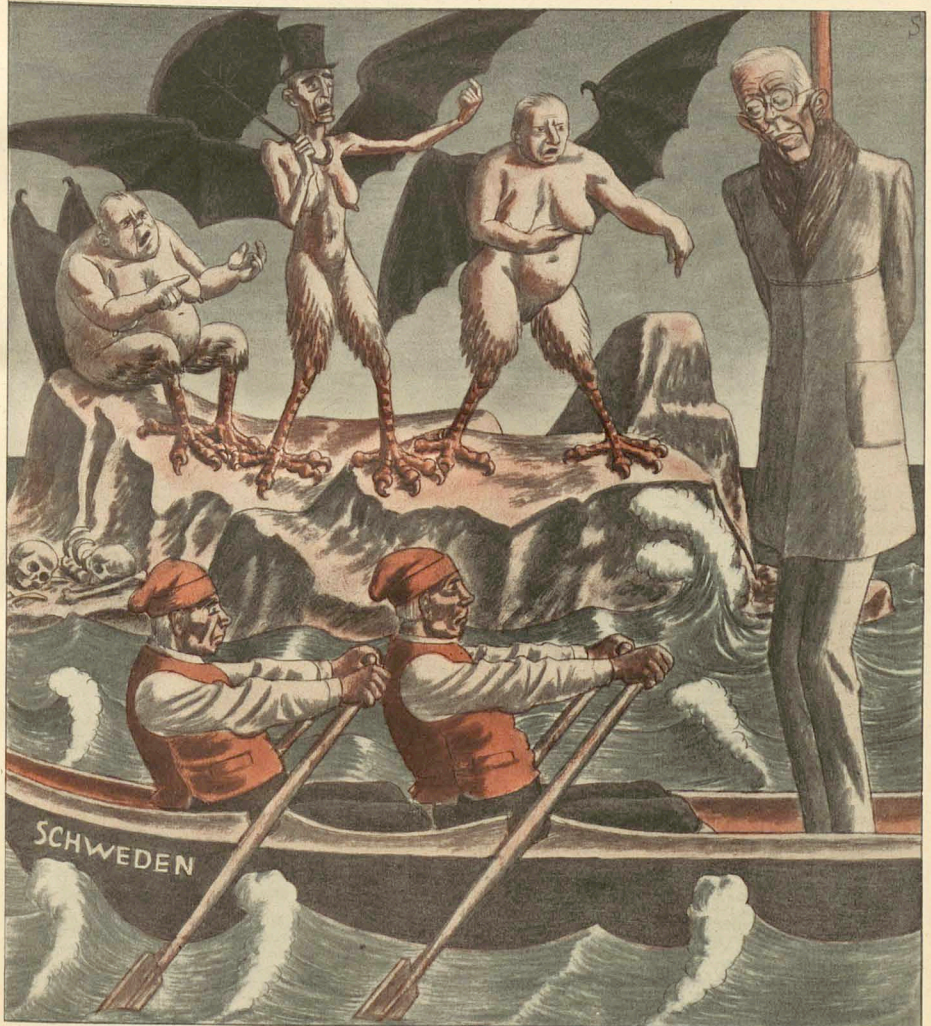


SIMPLICISSIMUS

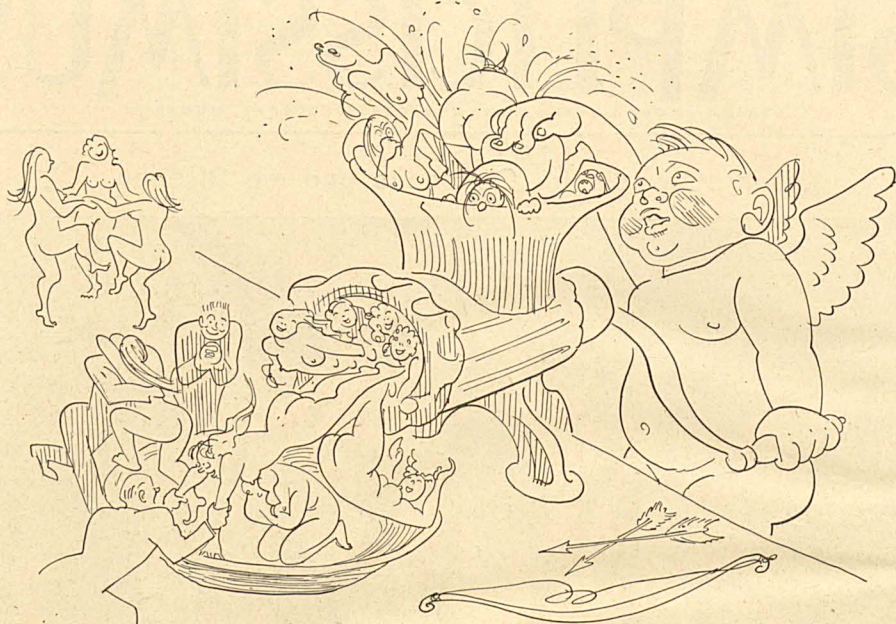
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der schwedische Odysseus und die Sirenen

(Erich Schilling)



„Versuchen wir es mal mit Gesang, wenn er darauf nicht reinfällt, wollen wir schärfere Töne anschlagen!“



GEFRORENES

Die Scheiben im Eisenbahnabteil sind zugefroren, teils weil es draußen sehr kalt ist, teils weil wir im Innern Feuchtigkeit produzieren. Am meisten Feuchtigkeit scheint mir der Herr gegenüber herzustellen. In Amerika würde man sagen: er kontrolliert die ganze Feuchtigkeit in unserem Abteil. Im allgemeinen ist das, was die Menschen hervorbringen, nicht immer sehr schön, aber wenn es draußen friert, dann sind die Produkte Eisblumen. Jeder von uns schaut die Eisblumen bewundernd an, aber man kann nicht ewig seine Zeit mit dem Anschauen von Eisblumen zubringen. Wenn ein Speisewagen da wäre, könnte man in den Speisewagen gehen, um dort wie immer Leipziger Allerlei gereicht zu bekommen, das aus grünen Erbsen und Kerotten besteht und von dem niemand weiß, was es mit Leipzig zu tun hat.

Es ist aber kein Speisewagen im Zuge, also macht man Gucklöcher in die Eisblumen, die wie gewöhnlich wie ein tropischer Urwald mit Palmenwäldern aussehen. Solche Witze macht die Natur mit uns. Wenn es ganz kalt ist, zaubert sie uns tropischen Urwald vor, und vielleicht erscheint, wenn wir in der Wüste sind, ein großes Helles als Fata Morgana am Horizont.

Wir machen also Löcher in den gefrorenen Palmenwald. Manchmal benutzt man dazu die Lederriemen des Fensters, aber in modernen Wagen gibt es keine Lederriemen und es hat sich deshalb eine Technik des Lochhauchens herausgebildet.

Neben jedem Fensterplatz ist im ganzen Zuge so ein Guckloch durch den Urwald geblasen, und alle schauen da hindurch wie Herren auf alten Witzblattzeichnungen durch die Astlöcher am

Plankenzaun von Damenbädern. Auch das genügt nicht, denn so ein Zug fährt im allgemeinen nicht durch Badeanstalten, sondern durch Landschaften mit verschneiten Feldern und Wäldern und einsamen Bahnhäuserhäuschen.

Viele beginnen zu zeichnen. Der Mensch hat einen großen Trieb zur Zeichenkunst, und schon als Kind bemalt er Bretterzäune. Erst später lernt er, daß das Bemalen von Tischen und Wänden ein Vorrecht der bildenden Künstler ist. An so eine gefrorene Fensterscheibe zeichnet es sich so gut mit dem Fingernagel! Was zeichnet der Mensch? Er zeichnet sein Ebenbild. Franziska sagt, jeder

Mensch könne zeichnen, wenn er nur wolle. Ich muß schon sagen, die Menschen, die an gefrorene Fensterscheiben zeichnen, wollen anscheinend nicht. Der Herr gegenüber hat auch so etwas hingezeichnet, mit einem Auge, einer Nase und einem Mund und krankhaft deformiertem Hinterkopf. Jetzt lächelt er sein Werk an, ich weiß, was er denkt. Er möchte darunter schreiben: „Das ist Josef Kosmels“ und noch dazu „Josef ist ein Aff“. Aber er darf es nicht, denn der Herr hat im Laufe der Jahre gelernt, daß man auch den Leiter des Konkurrenzunternehmens selbst auf einer gefrorenen Fensterscheibe nicht beleidigen darf. Foltzick

MÖBLIERTES ZIMMER

VON ANTON SCHNACK

*Die Tapete der Wände ist weinrot.
Die Türe ist dunkel gebeizt.
Wer aß hier sein Brot? Wen holte der Tod?
Für mich wird nun der Ofen geheizt.*

*Auf dem Boden liegen die Teppiche,
Stücke aus Smyrna und Teheran.
Darüber schritten die Neppiche,
Die Demut, der Neid und der Wahn.*

*Überall sind noch menschliche Spuren,
Spuren von Schwerkmut und Haß
An Lampen, Tischen und Uhren,
An Schränken, am Tintenfaß.*

*Verschabt wurde das Polster der Stühle
Vom Mietersüberzeugung,
Vom Kommen und Geh'n der Gefühle,
Von Liebe, Freude, Betrug.*

*An der Scheibe sann mancher, trommelnder
Als es grauer Herbstabend war,
In der Erinnerung eine südliche Reise,
Oder voll Trauer über das Jahr.*

*An der Türe stand lange: Hans Krause.
Im März war es nicht mehr zu seh'n. —
Und auch ich bleibe nur eine Pause,
Auch ich werde wieder geh'n.*

Kleine Korrektur

(O. Gulbransson)



Ein älterer Herr stapft durch den Matsch
und kommt mit sich ins reine:
„Was ist das Leben? Purer Quatsch!
Man kriegt nur kalte Beine!“



Drei Hunde, die der Amor heßt,
ziehn nebenan auf Freite.
Der Herr, im Zartgefühl verleßt,
blickt indigniert zur Seite.



O. L. S. GULBRANSSON 40

Kaum überwand er diesen Schmerz,
da muß er schon erkennen,
wie auf der Bank dort, Herz an Herz,
zwei Menschen heiß entbrennen.

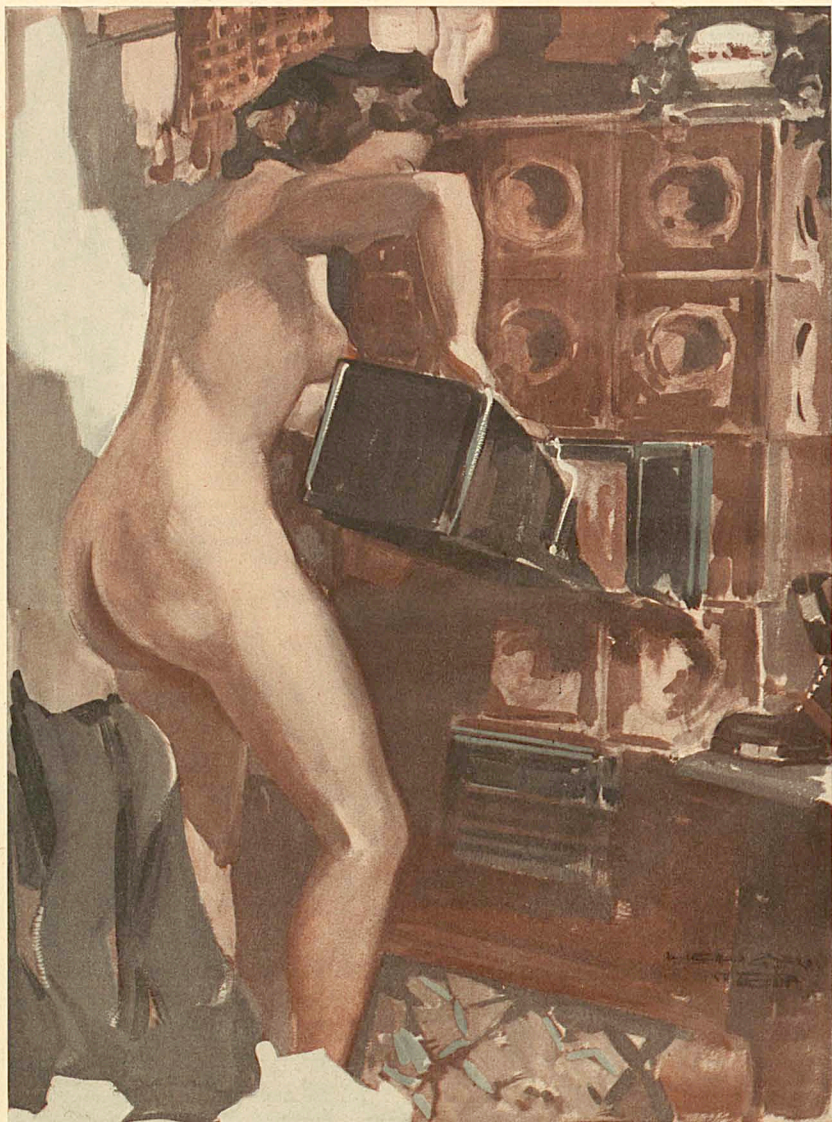


„Das Leben — Quatsch!“ ... Der Herr verschiebt
die Brille und wird munter.
„Und doch scheint es nicht unbeliebt,
— zum mindesten mitunter.“

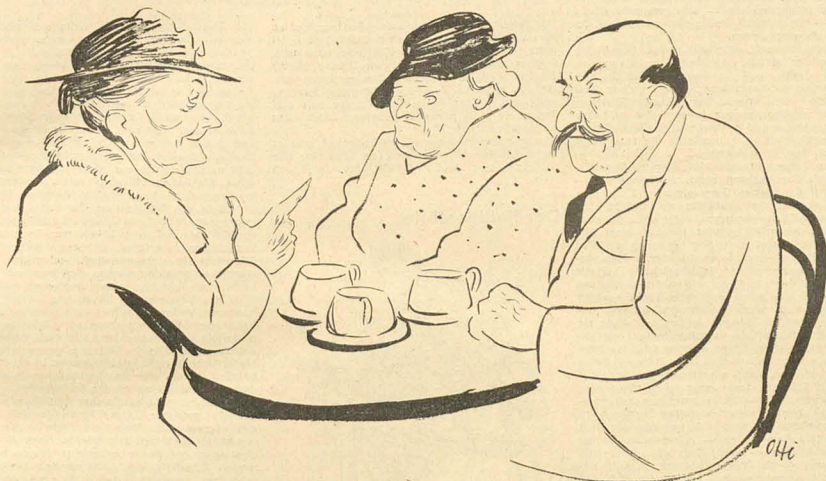
Ratataffer

In Erwartung

(K. Heiligenstaedt)



„Wenigstens hübsch warm soll ers haben, sonst sehnt er sich nach seinem Bunker!“



„A bisserl arg flott, mein ich, is er halt, der Bräutigam von Ihrem Töchterl, Frau Zitzelsberger.“
 „Ah, des macht nix — mei Mann war auch amal a bisserl flott — und schau'n S' ihn heut' an!“

GERÄUSCHLOSES DRAMA IN DER STRASSENBAHN

VON KARL LERBS

Die alte Dame erklimmt am Bremer Hauptbahnhof den Straßenbahnwagen und läßt sich, kräftig und irgendwie martialisch den Atem ausblasend, auf das Polster sinken — das ihr von der Natur vorsorglich verliehene Polster; denn der Sitz hat keines. Sie bringt ihre überall gleichmäßig und sicherlich in liebevoller Pflege gerundete Körperlichkeit in eine bequeme und für eine längere Fahrt geeignete Sitzlage, „mustert mit sehr blauen und scharfen, etwas vorquellenden Augen kurz und streng ihre Umgebung, findet nichts Wesentliches zu bemängeln und blickt majestätisch ins Leere. Als ihr der Schaffner dienstlich nahe, eröffnet sie ihm mit tiefer, starker, auf ihrem ganzen Entstehungswege sorgsam eingeflehter Stimme, sie wolle zum Sankt-Josef-Stift, um einen Krankenbesuch zu machen; da sie in Bremen fremd sei, so wünsche sie — hier schwingt in ihrem Stimmklang eine unmißverständliche Drohung mit — rechtzeitig zum Aussteigen veranlaßt zu werden. Über den Fahrpreis belehrt, entnimmt sie ihrer geräuschvoll aufgeknappten Handtasche eine Dose Veilchenpastillen, fünf alte Fahrscheine der Magdeburger Straßenbahn, einen vorjährigen Taschenkalender, einen Gepäckschein, einen Groschen, vier einzelne Pfennige und drei Fünfpfennigstücke; breitet alles auf ihrem Schoß aus; befördert die nicht benötigten Gegenstände wieder in die Tasche, überläßt es dem Schaffner, die Münzensammlung um den Tarifbetrag zu vermindern; birgt Überschub und Fahrschein in der sodann geräuschvoll zugeknippten Handtasche, über der sie ihre fleischig-faltigen, mit vielen Ringen — einer ausstellungsartigen Überschau über den Familiengeschmack von vier Generationen — geschmückten Hände faltet. Sie hat damit ihren

Anteil an der Beförderung zum Fahrtziel erledigt. Ihr Gesicht erstarrt zur machtvoll-aussdruckslosen Imperatorenmaske. Ihr Blick geht streng und unnahbar ins Leere.

Der überaus hagere Herr, neben dem die alte Dame Platz — oder man muß wohl sagen: Plätze genommen hat, ist bei ihrem Niedersinken plötzlich in die Welt zurückgekehrt. Er weilt in einem Nirwana des Trübsinns. Seine hoffnungsbar absackenden Mundfalten, seine dunklen Augen — zwei unergründliche Weiher aus ungeweihten Tränen — seine schlaff auf der Sitzbank hängenden Gliedmaßen beweisen es. Er wendet der alten Dame aus keinem anderen Grunde seine Aufmerksamkeit zu, als weil er in ihrem von ihm vorgeahnten Ergehen eine neue Bestätigung für seine bittere Erfahrung wittert, daß alles menschliche Beginnen von der Tragik der Erfolglosigkeit überschattet sei. Leicht könnte er jetzt einen beträchtlichen Teil seiner Fahrt durch sanfte und hier ganz unauffällige Anlehnung an die schwelende Polsterung seiner Nachbarin angenehmer gestalten. Aber das tut er nicht; er rückt sogar schlag und spartanisch von ihr weg. Er meldet alles, was seiner einsamen Trauer die Härte nehmen könnte. Er leidet namenlos unter seiner Schicksalserkenntnis; aber er will leiden. Gierig saugt er alles in sich ein, was seiner bloßgelegten Seele Schmerz bereitet. Sein dunkler Blick streift die alte Dame. Armer Mitmensch, sagt der Blick: In selbigeiseliger Ahnungslosigkeit fährst du durch eine fremde Stadt deinem Geschick entgegen. Wie grausam wird dein Erwachen sein, wenn du erkennst, daß dein Vertrauen in die Zuverlässigkeit anderer und die amtlich behütete Zielsicherheit deines Weges — oder deiner Fahrt

— grausam enttäuscht worden ist. Wo wirst du enden?

Die alte Dame ahnt nichts von der neben ihr erlittenen wüßtigen Folter. Ihr ist überhaupt der ganze Beförderungsvorgang völlig nebensächlich. Sie ist davon überzeugt, daß die Macht ihrer Persönlichkeit durchaus genügt, um eine reibungslose Abwicklung solcher Belanglosigkeiten zu gewährleisten. Der Schaffner, müde von langem Dienst, lehnt an der Tür und döst milde; er hat, da seit einiger Zeit weder Ab- noch Zugang zu verzeichnen war, nun schon zweimal die Ausfahrt der Haltestellen verabsäumt. In dem hagere Herrn aber wächst mit der Annäherung an das Josefstift die qualvolle Spannung — und mit ihr die genießerische Vorstellung von der Größe des bevorstehenden Unheils. Es wäre ihm ein Leichtes, die Katastrophe durch ein aufklärendes Wort abzuwenden; aber er spricht dieses Wort nicht — er denkt nicht einmal daran, es zu sprechen. Er hat es sich längst abgewöhnt, den Mächten der Finsternis mit seinen schwachen Menschenhänden in den Arm fallen zu wollen. Die alte Dame wird zu weit fahren; sie wird — ihr Aussehen verheißt es — sich erregen und durch Scheltreden, mit denen sie den Schaffner überschattet, mit Beschimpfungen und Beschwerden eine disziplinarische Lawine ins Rollen bringen. Der Mensch, den sie im Krankenhaus besuchen will, wird inzwischen vielleicht, den brechenden Blick auf die immer noch leere Türfüllung gerichtet, einsam sterben. Vielleicht wird sogar die alte Dame selbst im Zorn den Gefahren ihrer Statur vorzeitig und schliefgrüßig erliegen. Auf das Haupt des Schaffners wird die Verantwortung fallen. Aber dann wird er, der hagere Herr, vor

OSORAY KEHRT ZURÜCK

VON GUIDO K. BRAND

die Schranken des Gerichtes treten und bekenntnis dafür zeugen, daß der wacker Mann nur das schuldlose Werkzeug des Fatum war — daß hier wieder einmal die grausame Moira ein kleines Menschlein — oder vielmehr deren zwei — mit blindem Schlag zertrümmert hat. So macht sie es ja immer.

Hier nun indessen geschieht etwas. Der Mann, der auf der vorderen Plattform die bewegende Kurbel dreht, muß vor einem plötzlich auftauchenden Hirnleiste bremsen. Ein großer Stoß erschüttert den Wagen. Der dösende Schaffner stolpert vornüber, erwaht, brennt sich auf seine Obiliegenheiten und erinnert sich der alten Dame. „Josefitt!“, sagt er. „Nu müssen Sie raus.“ Und er greift zum Klingelriemen.

Die alte Dame nimmt die Mitteilung zur Kenntnis. Nicht mit Überraschung, nicht mit Dankbarkeit — nein, mit der herben Gelassenheit, mit der man Selbstverständliches beiläufig verzeichnet. Mit starken Wellenbewegungen, nicht mühselos, aber unbändig energisch windet sie sich vom Sitz empor und kehrt sich dem Ausgang zu. Der hagere Herr aber ist einen Augenblick fassungslos. Eine unbegreifliche Schicksalslaune hat mit diesem groben Stoß sein Weltbild erschüttert und ihn um eine schon gesicherte Tragödie, einen ihm von rechts wegen zustehenden Schmerz betrogen. Empörung züngelt in ihm auf. Aber sie wandelt sich rasch in verzehende und verzichtende Güte. Seine Augen glänzen feuchter denn je — sie verschimmen in jähler Rührung. Seine lange knöchige Hand streckt sich aus und legt sich für Sekundendauer ganz leicht, ganz zart, beschränker, abschneidend und mit sozumen sinnbildlich wechselndem Druck auf die stark gewölbte rückwärtige Leibesmitte der alten Dame. (Sie bemerkt es — wir müssen sagen: glücklicherweise — nicht.) Zieh hin, so sagt die Bewegung — zieh hin, Mitmensch, in selb seliger Ahnungslosigkeit. Es ist gut für dich, daß du nicht weißt, wie nah du am Abgrund standest. Eine unfaßliche Schicksalslaune hat dich einmal noch benadigt. Bald — wie bald wirst du dich um so erbarmungslöser treffen. Mein brüderliches Gefühl geleitet dich.

Die alte Dame ist fort. Der Schaffner klingelt ab und döst weiter. Der hagere Herr, erlebnisgältig, versinkt wieder im Nirwana des Trübsins. Drei Schicksalswege, die sich treffen und für eine kurze Spanne bedrohlich kreuzen, trennen sich für immer. Die Fahrt geht weiter.

Der Zufall wollte es, daß Erdely Fenecz, der an einem Nebenarm des Körbs bei Oecsdö geangelt hatte, dem Bürgermeister Kisfaludy berichtete, daß er einen Mann, den Herrn Osoray Mihaly ähnlich sähe, ertränkt aufgefunden habe, und daß zu gleicher Zeit der Milchmann Halvany vorschrieb und aussagte, daß Osoray seit drei Tagen die stets pünktlich gelieferte Milch nicht abgenommen habe.

Dieser Zusammenhang gab zu bedenken, und es stand für den Bürgermeister fest, daß hier das Schicksal seine Hand im Spiele hatte. Um jedoch

alle Zweifel auszuschalten, holte sich Kisfaludy noch zwei Zeugen, die Osoray kennen mußten — den Briefträger und den Friseur Pollak.

Um dieses Vorgehen zu verstehen, muß man wissen, daß Osoray ein Sonderling war. Von Frauen hielt er gar nichts, und im Grunde kannte ihn kein Mensch in ganz Oecsdö. Er war von einem Netz von Gerüchten umspinnen. Angeblich sollte er sehr reich sein, und da er in der letzten Zeit Briefe erhalten hatte, deren Adresse die Handschrift einer Frau aufwies, sagte man ihm jetzt nach, er hätte die Absicht gehabt zu heiraten. Wahrscheinlich aber sei er abgewiesen worden, und das hätte er nicht überleben können. Es wurde ein Protokoll an Ort und Stelle aufgenommen, wobei die Zeugen bestätigten, daß der Gefundene Osoray Mihaly war. Um nun alle Formalitäten zu erfüllen, wurde ein Nachruf veröffentlicht, in dem eventuell vorhandene Verwandte aufgefordert wurden, sich innerhalb einer bestimmten Frist zu melden, ansonsten man das Haus des Verstorbenen öffnen und — falls kein Testament vorhanden wäre — die Einrichtung den Armen des Städtchens schenken würde. Das war großzügig gedacht und fand allgemeine Beifall.

Soweit war alles in Ordnung gewesen, wenn dieser Nachruf nicht zwei Menschen in die Hände gefallen wäre, die ein persönliches Interesse daran hatten. Als ob es das Schicksal so wollte, lassen sie ihn nicht zu gleicher Zeit. Einer davon war ein gewisser Osoray Janos, der mit aller Anstrengung einen Weg suchte, wie er mit Osoray Mihaly verwandt sein könnte. Nach einigem Überlegen, bei denen angesichts der zu erwartenden Erbschaft alle aufkeimenden Bedenken schmolzen, ergab sich, daß er so etwas wie ein Neffe sein könnte. In diesem Bewußtsein reiste er nach Oecsdö.

Da die Frist für die Verwandten abgelaufen war, begab sich der Bürgermeister mit einer Kommission in Osorays Häuschen. Ein Schlosser öffnete die Tür. Es war sehr feierlich, denn man machte sich auf allerlei Überraschungen gefaßt. Unterdessen warteten die Armen der Stadt draußen auf der Straße.

Ein Rundgang überzeugte die Kommission, daß alles in tadellosem Zustand zurückgelassen war.

Der Feldpostbrief

(Tonl. Bichl im Felde)



„Liebe Resli

Ich freue mich, wenn ich bald Urlaub kriege — weil ich Dich dann wieder viel besser lieben kann als jetzt —

Es ist eine Lust zu leben und mit **Alles - Kitt** zu kleben!

Seien Sie charakterfest und weisen Sie alle angebl. ebenso guten oder gar besseren Ersatzmittel zurück!

Liebe u. Ehe
Ein Buch für Eheleute u. alle, die es werden wollen

Buchersand Gutenberg, Dresden A 379

Gratis
Lese- u. Bild-Album
Lese- u. Bild-Album
Lese- u. Bild-Album

Rat gegen Haar- und Hautkrankheiten
Gratis gegen Magerkeit

Theod. C. H. Rosemann, Lubeck 64

Briefmarken-Liste 1941

S. Sellschapp, Hamburg

GRATIS
Hörbuch
Hörbuch

formschöne Büste
Hormon-
Pulver

Casanova Memoiren
LÜPCHER KILLIAN SCHWINN NACHF.
LÜPCHER V 33/20, SCHLISSFACH 30

Stropfi, die Basedow
Stropfi, die Basedow

Deine Wahl nur Sonnall!
NICLATA
UNSER SCHLAGER

DER BEWEIS

VON JO HANNS RÖSLER

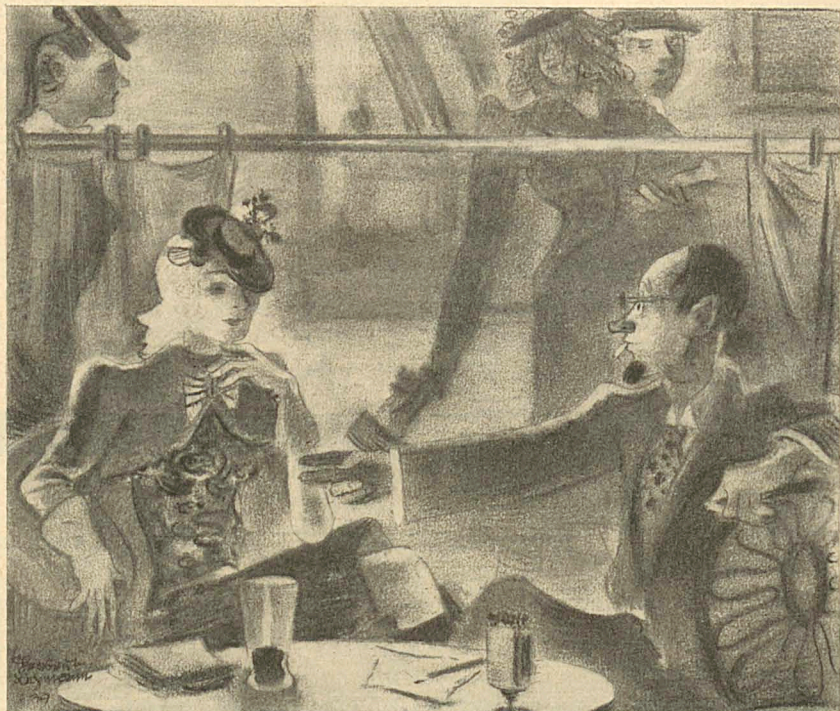
Paul und Pauline lebten wie die Turteltaubchen. Geturtelt wurde zwar zwischen ihnen nicht viel, denn was ein rechter Ehemann ist, der vergißt im Laufe der Ehejahre gar zu gern das zärtliche Spiel der Verliebten. Und erinnern wollte ihn Pauline auch nicht gerade daran. Aber sonst liebte Paul seine Frau von gutem Herzen, so wie er sein Haus liebte und seinen Garten. Hatte er nicht Freude daran, wenn die Leute am Zaun stehen blieben und die Schönheit der Blumenbeete und den geraden Wuchs der Obstbäume bewunderten? Warum sollte er nicht die gleiche Genugtuung empfinden, wenn seine Freunde die Erfreulichkeiten Paulines bestaunten? Ja, er gab aus dem Garten gern einen Apfel ab und Freunden ließ er gern sein Weib zu einem fröhlichen Ausflug oder einem Scherz in den Fasttagen. Eifersucht war ihm ein fremdes Gefühl, so sicher war er seines Besitzes, so unbesorgt sah er den kleinen Liebesspielen zu, die Pauline mit sich treiben ließ, ohne — wie es den Anschein hatte — selbst daran recht beteiligt zu sein. Das wurde anders, als Haberland in ihr Leben trat. Haberland war auch nicht jünger als Paul, aber er hatte den Schatz der tausend zärtlichen Worte noch nicht vergessen und verschwendete ihn an Pauline. Gern hörte ihm Paul dabei zu,

denn es machte ihm Freude, wenn einer Pauline eine Freude bereite. „Recht so“, pflegte er Haberland zu loben, wenn sie allein waren, „meine Frau hat sowieso wenig vom Leben. Sie glaubt, was du sagst, und dir fällt es nicht schwer.“ Da wagte Haberland eines Abends den Vorschlag, Pauline in einen Film zu führen. „Es wird vielleicht Paul nicht recht sein“, warf Pauline ein. Aber es war Paul recht, Pauline stellte es zu ihrer Verwunderung fest. Aus dem ersten Abend wurde eine Verabredung für jede Woche. Konnte Paul noch etwas dagegen haben, wenn sie an heißen Tagen mit Haberland zum Schwimmen ging? Pauline war eine leidenschaftliche Schwimmerin und Paul stand immer, wie eine Glucke besorgt am Ufer, wenn sie einige Meter weiter hinauschwamm. Jetzt, wo Paul sich überzeugt hatte, ein wie guter Schwimmer Haberland war, blieb er lieber daheim, werkete in seinem Garten und trug in Kannen das Wasser zu den Blumen, statt selber darin zu schwimmen. Und während des Urlaubs, als sie zu dritt in die Berge fuhren, saß Paul vernügt allein unten im Tal und preßte das Edelweiß, das Haberland unter Lebensgefahr für Pauline vom Felsen holte, hoch droben, wo die beiden oft eine Nacht ausbleiben mußten und die Zuflucht einer Hütte für die Nacht in Anspruch nahmen, wenn ein Wettersturz den Heimweg vereitelte. Nein, niemals wäre es Paul eingefallen, auch nur den geringsten Verdacht zu hegen. Wann kommt ein Mann schon von selbst auf diese Gedanken? Er sah nicht, was ihn stutzig

machte, und Freunde, die ihm einsagten, hatte er nicht. Jedoch, was große Tatsachen oft nicht vermögen, bewirkt ein kleiner Stein des Anstoßes. Man saß daheim zu Tisch, Haberland hatte sich auch eingefunden und Pauls Einladung zu einem Mittagessen gern angenommen. Es gab Kalbsnierenbraten, eine köstliche Erfüllung für verwöhnte Mäuler. Gerade Paul liebte ihn und die Niere, die zwischen saftigem Fett eingebettet lag, war seit Jahren ein ihm vorbehaltener Leckerbissen. Paul erschrak daher nicht wenig, als Pauline sich anschickte, die kleine Niere in zwei Teile zu schneiden. Das war ihm eigentlich außer dem Spaß, Da aber das eine Stück wesentlich größer ausfiel, verschluckte er seinen ersten Schrecken und hob sich die Belagerung bis nach dem Abgang des Gastes auf. Wie aber weiteten sich seine Augen, wie schoß ihm das Blut zu Kopf, als er sah, wie Pauline das größere Stücklein der kernigen Niere auf Haberlands Teller legte. Nein, das war kein Verdacht mehr, das war ein sicherer, ein eindeutiger Beweis. „Treulose!“, schrie er auf, „Ihr betrügt mich!“ — „Aber —“ „Ihr liebt euch! Ich weiß es!“ „Paul!“ „Lügt nicht! Hier ist der Beweis!“ Er stach mit der Gabel auf Haberlands Teller in die Niere. Hoch hob er das Beweisstück. „Was denken Sie von uns?“, rief Haberland heuchlerisch. „Wirklich nicht?“ „Niemals. Mein Ehrenwort.“ „Ich will es euch glauben. Verzeiht mir, Freunde!“ Beruhigt setzte sich Paul wieder. Und verzehrte gemütlich die gerettete Niere.

Der Psychologe

(H. Lehmann)



„Aber, Lisbeth, du kannst doch mein Buch über die Liebe nicht schlecht finden!“
„Das Buch ist nicht schlecht, Eduard, die Theorie beherrscht du ja.“

Unbekannte Währung

(Wilhelm Schutz)



„Komm mit, Bimbo, wir kämpfen für Kultur!“
„Wieviel Penny bekommt man für eine Kultur?“

Solches kann den Seemann aber doch erschüttern . . .

Von Hans Peter Jacobsen

Wie bitte? Ihr kennt Peter Prüntje nicht?

Nun, dann fragt nur die Wirte in den bemerkenswerten Hafenkneipen rund um die Ostsee, und ihr werdet allerhand Vergnügliches hören über den öllen Käppen Prüntje, der sich dreißig Jahre lang die Weltmeere von der Kommandobrücke aus angesehen hat, und der immer noch nicht genug hat vom Salzwasser. Und wenn ihr denn irgendwo zwischen Stralsund, Kopenhagen und Flensburg einen alten Kutter namens „Talfun“ segeln seht: da habt ihr Peter Prüntje, sein Schiff und seine Mannschaft.

Die Mannschaft, ja, das sind Hein Wintsch und Krischan Klüsenproppen, auch so zwei abgetakelte Seehelden. Der Wichtigere von diesen beiden ist Krischan, denn er ist unbestrittener Meister der Kochkunst. Pfannkuchen sind seine Spezialität. Selbst Peter Prüntje sagt, daß kein Mensch nördlich oder südlich des Äquators solche passatigen Pfannkuchen backt wie Krischan Klüsenproppen.

Kapitän und Koch verstehen sich ohne viel Worte. Geht der Proviant zu Ende, deutet Krischan mit dem Daumen über die Schulter und meint: „Käppen, den Nothafen dahinten, den müssen wir anlaufen.“ Kaum ist das Schiff am Bollwerk vertäut, macht Peter sich landein und stiefelt zu Jens Jensens Laden. Zwischen zwei Schnäpsen und noch einigen geht der Handel vor sich. Nach drei Stunden ist Käppen Prüntje fest überzeugt, daß nichts mehr fehlt. Er legt ein paar Geldscheine auf den Tisch und sagt: „So, Jensen, nun schick den Kram heute noch an Bord!“

Damit ist für die Zukunft gesorgt. Doch auch die Gegenwart fordert ihr Recht. Der knurrende Magen lotst Prüntje in seine Kneipe, und mit der Gründlichkeit, die ihm eigen, macht er sich ans Bunkern und Tanken. Als es vom Turm der Marienkirche Mitternacht schlägt, ist sein Tank voll; und das Lokal ist, wie ihm scheint, in groben Seegang geraten: so sehr schlingert es. Niemand weiß, was zu dieser Stunde in der Seele des Kapitäns Peter Prüntje vor sich gegangen ist. Feststeht lediglich, daß er einen Entschluß gefaßt hat. Zwar haben Hein und Krischan ihre ganz eindeutige Meinung über das augenblickliche Innenleben ihres Kapitäns, aber weder ihre Meinung noch leise Flüche ändern etwas am Sachverhalt. Sie müssen raus aus

der Koje, müssen Segel setzen, und dann zieht die „Talfun“ ihren Weg aus dem Hafen hinaus. Der Kapitän am Steuer singt etwas eigenartige Lieder, aber sonst ist alles in Ordnung. Und als im ersten Morgenschein die offene See in silbernem Grau vor ihm liegt, hat Peter Prüntje einen klaren Kopf und das Bedürfnis zu schlafen. Hein Wintsch übernimmt die Wache.

Der Kapitän schläft. Auch der Wind ist eingeschlafen. Verträumt dümpelt die „Talfun“ über die scharfe Düne.

Hein kriegt Appetit auf seinen Morgenkaffee. Aber Krischan Klüsenproppen zuckt die Achseln. Ist doch nichts an Bord. Kein Kaffee, kein Brot, keine Butter — es ist rundweg gar nichts an Bord. Den Käppen, meint Hein, habe wohl der Teufel geritten, so kurzerhand ohne Proviant loszugehen. Krischan glaubt nicht an den Teufel. Er vertritt vielmehr die Auffassung, der Kapitän sei lediglich betrunken gewesen.

Unterdess kriecht über das Wasser eine milchige Wand. Die „Talfun“ wird vom Nebel eingewickelt und treibt schneckengleich ihren Kurs. Als Prüntje um die Mittagszeit wachlausgeschlafen an Deck steigt, regt er sich über die graue Undurchsichtigkeit nicht weiter auf. Er fragt, was es denn zum Mittagessen gäbe.

„Nix“, brummt Klüsenproppen.

„Häh!“, lacht der Kapitän, „Mensch, Krischan, du hast schon mal was Besseres gekocht!“

„Wir haben ja nichts an Bord“, gnazt Krischan.

„Was? Bist du verrückt? Für hundert Mark hab ich gestern bei Jensen bestellt! Ist das nicht an Bord geliefert?“

„Neer“, sagt Krischan, und „neer“ sagt Hein.

„Neer?“ Peter Prüntje begriff. Kernige Worte hallen über die völlig ungeschuldige See. Jens Jensen kann froh sein, daß er sie nicht gehört hat. Aber auch ohnedies hat sein Lehrgang eine Ohrfeige bezogen, als Jensen an diesem Morgen bemerkt hat, daß der Proviant für die „Talfun“ noch da, die „Talfun“ selbst aber weg war.

Prüntje hat Sehnsucht nach so etwas wie Gulasch mit Rahmsöße, welches sich eigentlich, gut konserviert in Blech, hätte an Bord befinden müssen. Und unter dem Zwang dieser Sehnsucht ärdert er den Kurs des Schiffes. Dahin, wo das Land am nächsten ist.

Wie Hohn und Spott klingen die Nebelsignale vorüberfahrender Dampfer — Dampfer, die genug Proviant abgeben könnten, die aber in der nebligen Milchsuppe verschwunden sind, ohne man sie anpreien kann. Und der Nebel denkt nicht daran, sich zu lichten; der Wind denkt nicht daran aufzutrischen; und der Hunger läßt sich nicht wegpfehsophieren.

Die Zeit schleicht, und das Schiff schleicht. Es wird Abend, es wird Nacht. Zehn Stunden hat der Kapitän sich damit beschäftigt, seiner Ansicht über die völlige mitläufige Weltordnung den treffenden, aber keineswegs druckreifen Ausdruck zu verleihen — da zeigt das Lot die Nähe der Küste an. Prüntje läßt sich im Beiboot an den Strand rudern, er klettert einen lehmgeligen, klitschigen Hang hinauf, er tastet sich durch die naturgewollte Verdunkelung, und endlich, endlich findet er ein Haus, eine winzig kleine Hütte. Er klopft und ruft. Ein brummelnder, uralter Mann erscheint in der Tür. Peter klagt ihm sein Leid. Doch der Uralte zeigt wenig Verständnis. Brot und Speck, sagt er, sei Sache seiner Frau. Die aber könne sich in der Nachtjacke nicht gut sehen lassen, und der Herr möge sich bis zum Morgen auf das Sofa in der Küche legen.

Peter Prüntje zieht seine langen Beine auf das kurze Sofa. Im Herd glimmt ein schwacher Feuerschein und Peter denkt: Zum Teufel — in einer Küche muß doch etwas Ebbares sein! Er schleicht an den Herd... Nichts in Töpfen und Pfannen... Halt... Was ist das? Es fühlt sich fettig an... weich... hal Ein dickes Speckpfannkuchen... Oh, seliges Genießen... ein wenig zähe, scheint ihm, Unsinn! Auf der ganzen Welt gibt es nichts Besseres... die Alten werden entschuldigend — oh, Peter ist doch so hungrig...

Um vier Uhr wecken ihn die Uralten. Er kauft, was sie ihm geben können: Brot, Milch, Butter, Mehl und einige Eier. Zum Abschied beachtet er, so furchtbar hungrig sei er gewesen, und darum habe er den Pfannkuchen gestohlen, der auf dem Herd gestanden hätte.

Die beiden Uralten sahen sich sehr traurig an. Ja, meint der Mann, daran sei nun wohl nichts mehr zu ändern, aber schade sei es doch. „Denn“, so sagt er in ungewohntem Hochdeutsch, „düssen Pfannkuchen hat meine Frau nu schon von vergangen Weihnachten. Sie hat das ja so schrecklich mit der Leibpein zu tun, und wenn sie denn so ihre Bauchwehage hat, denn hat sie sich den Pfannkuchen man blots auf den Leib gelegt. Und das hat ihr denn auch immer richtig gut getan, weil er ja so fein alt war und ihr die ganzen Leibscherzen aus dem Bauch gezogen hat...“

Es hat einige Zeit gedauert, bis Peter Prüntje sich erholt hatte. Und selbst heute noch fehlen Klüsenproppens Pfannkuchen auf der Speisekarte der „Talfun“, obwohl sie eines Hofkochs würdig sind.

Sollte ihr aber mal zufällig den ehrenwerten Kapitän Peter Prüntje in irgendeiner Hafenkneipe treffen, so fragt ihn beileibe nicht, ob er gerne Pfannkuchen äße. Denn diese Frage pflegt er mit seiner rechten Faust in der Bauchgegend des Fragestellers zu beantworten.

Richtigstellung

(Hans Leip)



„Erstens isses nich mien Olsch, sondern mien Mudder, un für dich noch ummer Früulein Schmidt!“



„Beil dich Elli, da kommen zwei Herren.“
 „Beilen? Sind sie so alt oder so jung?“

Soll man höflich sein?

Mein Hausherr ist einer der Wiener Hausherrn, deren es gottlob nicht mehr viele gibt. Er sehnt sich nach jener Zeit zurück, als die Mieter noch devotest den Hut ziehen und bei sonstiger Kündigungsgefahr „Küß die Hand, Hausherr!“ zu sagen hatten.

Anläßlich hoher Feste läßt sich aber mein Hausherr herab, dem ganz unwürdigen Mieter die Hand zu sagen. Heuer wurde mir zu den Weihnachtsfeiertagen die Ehre zuteil, die hausherrliche Pfote drücken zu dürfen — aber tags darauf war ich für ihn Luft! Schlechte Luft!

„Sie, Herr Wotruba,“ fragte ich, vor einem Rätsel stehend und meiner Unschuld bewußt, unseren Hausherr gegen mich hat?“

„Ajo —“ nickte der Hausbesorger, — und ob i's wissen tuat Sö, den Hausherrn, den ham's aber sauber beleidigt! ... Wotruba, hat er zu mir

g'sagt, ja was glaubt denn der notige Windbeutel vom zweiten Stock — und damit hat er ihna g'mant — was glaubt er denn, wer er is? I gib eahm zu de Feiertag ganz leutselig de Hand und er ziagt sich, bevor er's nehmen tuat, in Handschuach aus! Ja was bild't sich denn der Gammleind ein? Glaubt er vielleicht, daß i eahm seine lausigen Handschuach dreckig machen tuat?“

Amerikanische Anekdote

Wer in New York eine Stellung als Irgendwas sucht und von der Hoffnung, sie zu finden, nicht lassen will, wird mit der Anzeigenvermittlung von J. Walther Thompson die besten Erfahrungen machen. Jedenfalls wird man ihn umsichtig und gegen geringe Gebühr nach den neuesten Eigenschaften der organisatorischen Wissenschaft behandeln. Insbesondere wird man ihn ein hoffnungsfreudig gefärbtes Karteiblat ausfüllen und ihm so die Gewißheit geben, daß er in

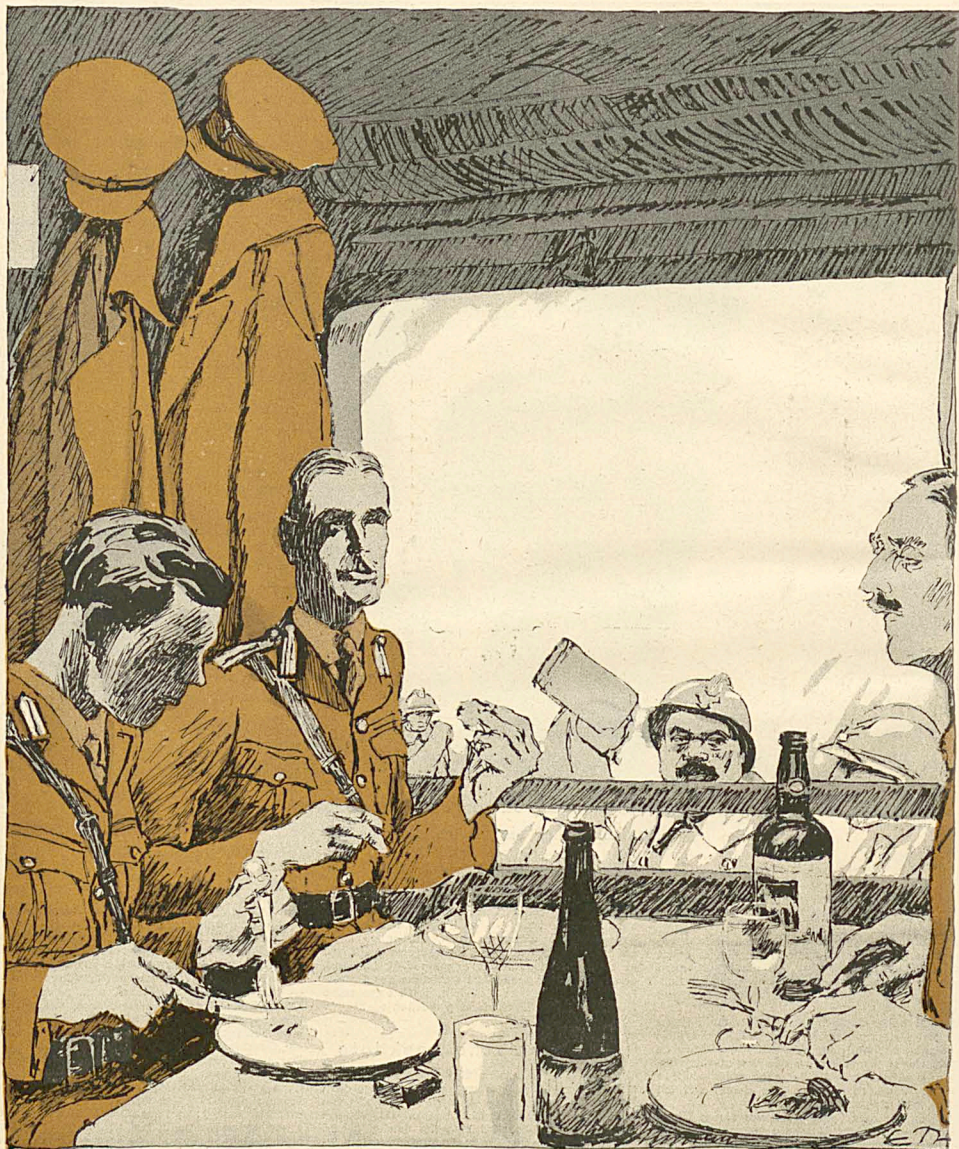
den gewaltigen Kreislauf des Arbeitsmarktes sachgerecht eingeschaltet ist.

Der nette und frische junge Mann, der sich als Buchhalter zu vermieten gedachte, fand es leicht, die Fragen des Karteiblattes zu beantworten. Name? Anschrift? Geburtsort? Alter? Beruf? — das alles ließ sich rasch und geläufig ausfüllen. Dann aber kam eine Spalte, vor der die Füllfeder des netten und frischen jungen Mannes einen entsetzten Sprung machte. „Sex“ stand da — „Geschlecht“.

Der junge Mann, ungedenken der Tatsache, daß man aus amerikanischen Vornamen nicht immer ohne weiteres die Geschlechtszugehörigkeit des Trägers ershen kann, mißdeutete die Frage. Er erröte heiß, Er zögerte. Das Bluterbe puritanischer Ahnen wallte in ihm auf. Aber er war zu Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit erzogen. Also schluckte er Scham und Empörung mannhalt hinunter, überwand sich mit einem Druck und gab in seiner netten und frischen Handschrift die seiner Meinung nach verlangte Auskunft: „Zuwellen.“

Das Frontfrühstück

(E. Thöny)



„Warum halten wir denn solange auf dieser Station, Sir Frederic?“

„Damit man unsere gepflegte englische Kriegsführung sehen kann, vermute ich!“